Königin Elisabeth I.;
„Rainbow Portrait", ca. 1600; wahrscheinlich von Isaac Oliver

Vera Nünning

DIE MACHT DER MYTHEN – ELISABETH I.

Kaum eine europäische Königin hat einen so großen Bekanntheitsgrad wie Elisabeth I. Gemeinsam mit ihrem Vater, Heinrich VIII., gehört sie zu den wenigen englischen Herrschern, die über die britischen Grenzen hinweg eine außerordentliche Popularität genießen. Bei Heinrich VIII. mag das nicht verwundern: Ein König, der sich selbst erfolgreich zum englischen Pendant des Papstes erklärte und der sechs Frauen nicht nur heiratete, sondern sich ihrer auch beizeiten wieder zu entledigen wusste – eine solche Persönlichkeit ist geradezu geschaffen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber warum fesselte seine ungeliebte Tochter, die er schon bald zum „bastard" erklärte, die Imagination nicht nur ihrer Zeitgenossen, sondern auch die der Nachwelt?

Aus heutiger Sicht stellt sich die Lage recht einfach dar; schließlich handelt es sich um eine äußerst erfolgreiche Herrscherin, die nach langen innenpolitischen Wirren eine Zeit des Friedens herbeiführte. In ihre Regierungszeit fällt ein zuvor nie dagewesener Aufschwung der Künste, der unter anderem Shakespeare und das Elisabethanische Theater hervorbrachte, ebenso wie der Beginn der imperialen Expansion. Für den Zeitraum bis 1620 spielen diese Fakten jedoch keine Rolle, denn ihre Bedeutung war damals noch nicht abzusehen: Shakespeare wurde erst im 18. Jahrhundert als kanonischer Autor anerkannt, und die kolonialen Unternehmungen scheiterten zunächst in großem Stil. Zeitgenossen beachteten eher die Schwierigkeiten Elisabeths zu Beginn ihrer Herrschaft, die von den noch größeren Schwierigkeiten am Ende übertroffen wurden: Die 1590er Jahre waren geprägt von der Angst vor erneuten Invasionsversuchen Spaniens und Aufständen in Irland, von religiösen Problemen sowohl mit Katholiken als auch mit Puritanern und einem wachsenden Berg von Schulden. Dennoch vermochte Elisabeth seit Beginn ihrer Herrschaft im Jahre 1558 die Imagination der Zeitgenossen so zu fesseln wie kaum eine andere Frau. Warum?

Um der darin zum Ausdruck kommenden Macht von Mythen nachzugehen, soll zunächst dargelegt werden, auf welche Weise Elisabeths Person und ihre Selbstinszenierung als Herrscherin der Mythisierung Vorschub leisteten. Danach wird erörtert, welch vielfältige Motive und Bedürfnisse ihre Untertanen dazu veranlassten, die Überhöhung der Königin nicht nur mitzutragen, sondern sogar noch weiter voran zu treiben.

Ein ungewöhnlicher Weg zum Thron

Die Voraussetzungen für die Faszination, die Elisabeth auf ihre Zeitgenossen ausübte, liegen schon in ihren durchaus ungewöhnlichen Lebensumständen. Schließlich kam es nicht häufig vor, dass sich ein Monarch wie Heinrich VIII. von der katholischen Kirche löste und eine Staatskirche gründete, zu deren Oberhaupt er sich im Jahre 1534 erklären ließ. Höchst ungewöhnlich war auch die Zahl seiner sechs Ehefrauen, von denen drei zu Müttern von potentiellen Thronfolgern wurden. Dies wirkte sich natürlich negativ für die 1533 geborene Elisabeth aus, deren Mutter Anne Boleyn schon im Mai des Jahres 1536 hingerichtet wurde. Kirchenrechtlich wurde Elisabeth durch die darauf folgende Annullierung der Ehe ihrer Eltern zum „bastard", für illegitim, erklärt. Eine verstoßene junge Prinzessin in einer von Wirren und Unsicherheit gezeichneten Zeit – ein solcher Stoff bietet sich für eine Mythisierung geradezu an.

Die Geburt des lange ersehnten männlichen Thronfolgers Eduard im Jahre 1537 ließ Elisabeths Chancen auf den Thron noch weiter sinken. Heinrichs Bemühen, den Herrschaftsanspruch Eduards zu sichern, ist vor dem Hintergrund der politischen Lage jedoch durchaus verständlich. Die Rosenkriege waren noch nicht vergessen, und obwohl theoretisch auch eine Königin über England herrschen konnte, gab es doch bislang keinen historischen Präzedenzfall für eine solche Anomalie. Tatsächlich schienen sich Heinrichs Befürchtungen zunächst zu bestätigen: Nach dem Tod König Eduards, der Heinrich VIII. 1547 auf den Thron gefolgt war, war Lady Jane Grey im Jahre 1553 nur ganze neun Tage Königin von England, bevor sie abgesetzt und hingerichtet wurde. Die darauf folgende, fünf Jahre währende Regierungszeit von Elisabeths älterer Halbschwester Maria Tudor war so unpopulär, dass diese mit dem wenig schmeichelhaften Beinamen „die Blutige" ins kulturelle Gedächtnis eingehen sollte. Das Getränk „Bloody Mary" erinnert bis heute an diese Mythisierung einer unglücklichen Königin.

Während Marias Regentschaft wurde Elisabeth zum Hoffnungsträger für

die Protestanten, die auf einen frühen Tod der katholischen Maria hofften. Je unbeliebter Maria wurde, je weiter sie die religiösen Verfolgungen der Protestanten trieb, desto mehr richteten sich die Augen der unzufriedenen Untertanen auf ihre protestantische jüngere Schwester. Dadurch spitzte sich die Lage für Elisabeth so weit zu, dass sie längere Zeit inhaftiert war – zwei Monate sogar im Tower – und befürchten musste, das gleiche Schicksal wie ihre Mutter zu erleiden. Maria verlangte von Elisabeth, zum Katholizismus zu konvertieren. Elisabeths Chancen auf eine spätere Thronbesteigung und eine friedliche Herrschaft waren jedoch eng mit ihrer Religion verknüpft, denn die von Eduard weitgehend zum Protestantismus bekehrten Engländer standen den Rekatholisierungsmaßnahmen Marias mit Abscheu gegenüber. Erst durch die Intervention von Marias Ehemann, König Philipp II. von Spanien, wurde es Elisabeth möglich, im Jahre 1555 an den Hof zurückzukehren. Dort nahm sie an katholischen Messen teil und versuchte, Marias Misstrauen ihr gegenüber so gering wie möglich zu halten, ein Taktieren, das am 17. November 1558 durch Marias frühzeitigen Tod ein Ende fand.

Damit war der Weg frei für eine damals gerade 25 Jahre alte Königin, die es schnell verstand, die Herzen ihrer Untertanen für sich zu gewinnen. Durch ihre klassische Bildung war Elisabeth bestens auf ihre Aufgabe vorbereitet. Da sie unter anderem fließend Italienisch, Französisch und Latein sprach, war sie bei Verhandlungen mit ausländischen Gesandten nicht auf Dolmetscher angewiesen. Außerdem tanzte, ritt und jagte sie bis ins hohe Alter sehr gern; ihr Hof wurde schnell wieder zum Zentrum ambitionierter Adliger. Nicht zuletzt aber hatte sie schon in jungen Jahren, als sie – allem Anschein nach unschuldig – in einen Hochverratsprozess verwickelt war, gelernt, wie wichtig es war, politisch klug zu agieren und positive Bilder von sich selbst zu projizieren.

Diese Fähigkeit, sich selbst und ihre Herrschaft in positiver Weise zu inszenieren, war nicht nur äußerst wichtig für die Stabilität von Elisabeths Herrschaft; sie erleichterte auch die rasch einsetzende Mythisierung der jungen Königin. Beides hängt eng mit der Tatsache zusammen, dass Elisabeth „nur" eine Frau war. Zum einen musste sie gegen die Argumente ankämpfen, die gegen die Herrschaft einer Frau sprachen. Zum anderen verstärkte ihre kluge Staatsführung die Faszination, die sie auf ihre Zeitgenossen ausübte: Gerade weil sie als Frau, die ihre Weiblichkeit in Szene zu setzen wusste, die Rolle des Herrschers sehr gut auszufüllen vermochte, erschien Elisabeth als eine „Ausnahmefrau", der man auch außergewöhnliche Dinge zuschreiben konnte.

Vorurteile gegenüber der jungen Herrscherin

Zunächst jedoch musste Elisabeth ihre Herrscherqualitäten beweisen und die Vorurteile gegenüber einer Königin außer Kraft setzen, die durch Maria allzu deutlich bestätigt worden waren. Eine gute Herrscherin stellte nach damaligem Dafürhalten schon deshalb ein Oxymoron dar, weil die Frau als das in jeder Hinsicht unvollkommene Geschlecht angesehen wurde. Infolge der Lehre von den *humours*, den Körpersäften, ging man davon aus, dass Frauen aufgrund ihres großen Maßes an Phlegma, an kalten und feuchten Körpersäften, wenig Vitalität und Ausdauer hätten, dafür aber umso mehr geistige Unbeständigkeit, was sie wiederum anfällig für Untreue und Betrug machte. Vor allem aber wirkte sich der vermeintliche Mangel an Vernunft negativ aus, denn dadurch war die Frau angeblich kaum in der Lage, ihre Leidenschaften, z. B. Rachegelüste, Hass, Angst oder sexuelles Verlangen, zu zügeln. Solche unvollkommenen Wesen waren ganz offensichtlich nicht zur Herrschaft fähig.

Frau und Herrschaft scheinen noch schwerer vereinbar, wenn man sich die damalige Auffassung von idealen Herrschertugenden vor Augen führt. Bereits die herausgehobene Stellung des von Gott eingesetzten Souveräns, der wie ein Vater über seine Untertanen zu wachen habe, erforderte, dass der Monarch seinen Untertanen ein gutes Vorbild war; er sollte sie an idealen Eigenschaften weit übertreffen. Die oberste Leitlinie seines Handelns sollte die Liebe zur Tugend sein, und die grundlegende Eigenschaft eines Souveräns sollte ‚Justitia', die Gerechtigkeit sein. Zudem sollte die ‚Fidelitas' gewährleisten, dass der Monarch zu seinem Wort stand. ‚Sapientia', Weisheit, war ebenfalls unabdingbar für die Ausübung des Herrscheramtes. Weiterhin zum Ensemble idealer Herrschertugenden gehörten ‚Temperantia', die Mäßigung, und ‚Fortitudo', die Standhaftigkeit und der Mut, die ein Umsetzen weiser Entschlüsse ermöglichten. Ebenfalls typisch männlich konnotiert war die ‚Magnanimitas', die großmütiges, ehrenvolles Verhalten gewährleistete. Im Gegensatz zu diesen ‚männlichen' Eigenschaften konnte die ‚Benevolentia', die Wohlwollen und Mildtätigkeit bezeichnete, auch einer Frau zugesprochen werden – aber die hatte im Katalog der Herrschertugenden keinen besonders hohen Rang inne.

Schon diese kurze Gegenüberstellung zeigt, dass die Herrschertugenden in einem recht deutlichen Gegensatz zu den der Frau zugesprochenen Eigenschaften stehen. Weisheit mochte eine angehende Monarchin sich bei entsprechender Erziehung noch einigermaßen aneignen; aber die zentrale Tugend der Gerechtigkeit, das Stehen zu seinem Wort, Stärke und Standhaftigkeit, Mut, großmütiges, ehrenvolles Verhalten – all das konnte von einer

Frau einfach nicht erwartet werden. Die einzigen beiden Tugenden, die Elisabeth qua ihres Geschlechts erwerben konnte und sollte, waren Wohlwollen und Mäßigung. Aber selbst in der Vereinigung mit einem gewissen Maß an Weisheit reichten diese schlicht nicht aus, um die Rolle des Souveräns in angemessener Weise zu füllen.

Verschärft wurde dieser Gegensatz zwischen Frau und Herrschaft noch durch das damalige Verständnis des Verhältnisses zwischen Mann und Frau. Dass eine Frau von Natur aus dem Mann untergeordnet sein sollte, ergab sich schon aus den vermeintlichen Eigenschaften der Frau. Zusätzlich ließen sich noch gewichtige Autoritäten zitieren, die allesamt die Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts betonten und daraus die Forderung ableiteten, dem Mann gehorsam zu sein. Schon Aristoteles sagte wenig Schmeichelhaftes über Frauen, die ihren von der Natur vorgegebenen Stand verlassen und Herrschaft ausüben wollten. Wichtiger jedoch waren die kirchlichen Autoritäten, die sich auf die Bibel und besonders auf Paulus' Auslegung der Genesis berufen konnten, um die Unterordnung der Frau zu zementieren. Evas Rolle bei der Vertreibung aus dem Paradies veranschaulichte nicht nur den Mangel an Verstand, sondern auch die vermeintlich natürliche weibliche Unbeherrschtheit und Triebhaftigkeit, die letztlich Männer ebenfalls korrumpieren würde, sofern diese nicht ihre intellektuelle Überlegenheit dazu nutzten, Frauen zum Gehorsam zu zwingen. Dementsprechend wurden Frauen von öffentlichen Funktionen ausgeschlossen: In Kirche und Staat hatten sie zu schweigen.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die Autorität von Elisabeth I., als sie 1558 im Alter von 25 Jahren zur Königin gekrönt wurde, nicht ganz unstrittig war. Noch kurz zuvor, während der Regierungszeit Marias, hatte der bekannte Theologe John Knox ein Pamphlet veröffentlicht, das sämtliche Vorbehalte gegenüber einer Regierung von Frauen detailliert aufzeigte. In seinem Werk *The First Blast of the Trumpet against the Monstruous Regiment of Women* (1558) verdeutlichte Knox, dass es widernatürlich und ‚monströs' sei, wenn Frauen über Männer regierten. Da Frauen „unbeständig, wankelmütig, grausam" seien, wäre eine Frau auf dem Thron von England „wider die Natur" und gleichbedeutend mit der „Unterwanderung der guten Ordnung"[1]. Die Herrschaft einer Königin stellte die natur- und gottgewollte Ordnung daher auf den Kopf.

Zu Beginn ihrer Regierungszeit stand Elisabeth daher vor der schwierigen Aufgabe, ihre Untertanen eines Besseren zu belehren. Dafür war eine ‚Mythisierung' ihrer Person geradezu vonnöten, denn solange sie nur als ‚normale' Frau wahrgenommen wurde – das stand von vornherein fest – konnte Elisabeth nicht die Zustimmung ihrer Untertanen gewinnen.

Gleichzeitig war ihr – sofern es ihr gelang, als effiziente Herrscherin zu erscheinen – das große Interesse der Zeitgenossen gewiss: Eine Frau, die in einer herausgehobenen Position das Unmögliche möglich macht, musste die Imagination einer großen Zahl von Individuen intensiv und nachhaltig beschäftigen.

Die Selbstinszenierung Elisabeths

Strategien der Idealisierung und Selbstinszenierung bildeten eine bedeutende Grundlage von Elisabeths Mythisierung. Sie waren der Königin zudem von Anfang an sehr wichtig und waren schon deshalb klug gewählt, weil Elisabeth bereits bestehende Annahmen und Bilder zu ihrem eigenen Nutzen auszuwerten verstand.

Eine dieser Möglichkeiten, ihre Person zu überhöhen und ihre Herrschaft zu legitimieren, stand in enger Verbindung mit der Vorstellung vom Gottesgnadentum. Sogar John Knox gestand zu, durch Gottes Allmacht könne selbst eine Frau zum Instrument Gottes werden. Dies machte sich Elisabeth zunutze, indem sie sich von Beginn bis Ende ihrer Amtszeit als von Gott auserwählte Herrscherin inszenierte. Der Hinweis darauf, dass sie mit göttlicher Zustimmung auf den Thron gelangt sei, bildet geradezu ein Leitmotiv ihrer Reden. Dieser Verweis auf göttliche Auserwähltheit ist eine Legitimationsstrategie, die auch von männlichen Monarchen gern verwendet wurde. Sie kam Elisabeth aufgrund ihres Geschlechts natürlich ganz besonders zupass.

Eine weitere Möglichkeit, Elisabeth zu einer guten Herrscherin zu deklarieren, stellte die aus dem Mittelalter stammende Theorie der zwei Körper eines Herrschers bereit. Gemäß dieser Theorie nahm der natürliche Körper des Königs bei der Thronbesteigung alle Eigenschaften des unsterblichen politischen Körpers an. Dadurch würden sämtliche Schwächen der natürlichen Person des Königs auf mirakulöse Weise aufgehoben: qua seines unsterblichen Körpers könne ein Monarch keine Verbrechen begehen und nie irren. Sogar die vielen Schwächen einer weiblichen Natur könnten durch den politischen Körper unschädlich gemacht werden. Elisabeth setzte diese Theorie schon zu Beginn ihrer Herrschaft ein, um ihre Macht zu legitimieren. In einer frühen Rede vor ihrem Kronrat wies sie darauf hin, dass sie von Gott eingesetzt und durch ihren politischen Körper zur Herrschaft berechtigt und befähigt sei:

In dem Wissen, dass ich Gottes Geschöpf bin, dazu bestimmt, seinen Weisungen zu folgen, will ich mich diesen unterwerfen; ich wünsche aus tiefster Seele, dass seine Gnade mir helfen wird, das mir übertragene Amt seinem himmlischen Willen gemäß auszufüllen. Ich bin nur ein natürlicher Körper, doch werde ich durch seine [Gottes] Erlaubnis ein zur Regierung bemächtigter politischer Körper […][2].

Elisabeth selbst trug zur Popularisierung der Theorie bei, indem sie Münzen prägen ließ, die auf einer Seite ihr Porträt und auf der Kehrseite ein Symbol für den unsterblichen Charakter des Königtums – etwa einen Phoenix oder die Göttin Minerva – abbildeten. Auch auf Porträts finden sich viele Anklänge an den ‚öffentlichen Körper' der Königin.

Diese Art der Selbstinszenierung stellte Elisabeth jedoch vor ein weiteres Problem; denn die gängigen Verhaltensvorschriften für Frauen ließen sich kaum mit den Anforderungen vereinbaren, die an eine Monarchin gestellt wurden. Die weiblichen Tugenden, in denen sich unverheiratete Frauen üben sollten, waren vor allem Keuschheit (die auch für Ehefrauen die Kardinaltugend darstellte) sowie „Gehorsam, Demut, Bescheidenheit, Geduld, Sanftmut, Leidensfähigkeit, Selbstbeherrschung, Nüchternheit"[3] und Religiosität. Mit Ausnahme von Selbstbeherrschung und Religiosität handelt es sich hierbei ausschließlich um Eigenschaften, die bei der Ausübung einer Herrschaft mehr oder weniger stark hinderlich waren.

Wenn man sich die Anforderungen an einen Herrscher vor Augen führt und dem die damaligen Anforderungen an Frauen gegenüberstellt, so ergibt sich das Paradox, dass eine gute Herrscherin, d. h. eine Monarchin, die gleichzeitig vorbildliche Frau und vorbildlicher Herrscher ist, eigentlich nicht darstellbar ist. Wie sollte sich eine Herrscherin inszenieren, wenn sie als gute Frau und Jungfrau unauffällig gekleidet, bescheiden und vor allem schweigend im Hintergrund zu stehen hatte, während von ihr als Königin erwartet wurde, majestätisches Verhalten in entsprechend prunkvoller Kleidung an den Tag zu legen?

Elisabeth begegnete diesem Dilemma, indem sie ein neues Herrscherideal entwarf, das auf sie selbst zugeschnitten war, aber keine negativ konnotierten weiblichen Eigenschaften enthielt. Im Laufe ihrer Regierungszeit gelang es ihr sogar, einige ausgewählte weibliche Merkmale für die Inszenierung ihrer Herrschaft zu instrumentalisieren. Elisabeths innovative Selbstinszenierung gewinnt dadurch zwei recht unterschiedliche Facetten. Einerseits stellte sie sich als eine außergewöhnliche Frau mit maskulinen Herrschertugenden dar, andererseits konstruierte sie das Bild einer idealen Herrscherin, das gerade auf ihrer Weiblichkeit beruhte.

In den ersten Bereich fallen alle Äußerungen, in denen sie sich männ-

liche Autorität – etwa die Stellung als Haupt des Staatskörpers – oder männliche Eigenschaften beimaß. Dies geschah recht häufig, wenn sie z. B. auf ihre unweiblichen Eigenschaften, insbesondere auf ihren Mut, hinwies. So ließ sie das Parlament 1566 wissen, dass sie alle Eigenschaften eines Königs besitze: „Ich selbst fürchte mich nicht vor dem Tod, denn alle Menschen sind sterblich; und obgleich ich eine Frau bin, habe ich doch meiner Stellung entsprechend genau so viel Mut wie mein Vater jemals hatte."[4] Diejenige Herrschertugend, die sie am häufigsten für sich beanspruchte, war nicht Justitia, die allgemein als am wichtigsten erachtet wurde, sondern Sapientia, die Weisheit. Das ist leicht erklärlich, denn zum einen konnte Elisabeth auf ihre ausgezeichnete Erziehung und Bildung verweisen, zum anderen bildet die Weisheit die Grundlage für das Treffen gerechter Entscheidungen. Um zu begründen, warum sie als Frau Gerechtigkeit verkörpern konnte, musste sie daher zunächst Sapientia beanspruchen. Am zweithäufigsten schrieb Elisabeth sich die Magnanimitas zu und betonte die Verbindlichkeit ihres fürstlichen Ehrenwortes oder das Absehen von kleinlichen Rachegefühlen in ihrem Verhalten gegenüber Maria Stuart. An dritter Stelle stand Justitia, an vierter Fortitudo, denn sie verwies gern auf ihren ganz unweiblichen Mut. Temperantia spielte in ihren Reden hingegen eine sehr untergeordnete Rolle. Es fällt also auf, dass Elisabeth sich in besonderem Maß die traditionellen männlichen Herrschereigenschaften zuschrieb, während sie weitgehend darauf verzichtete, solche Charakteristika für sich zu beanspruchen, die – wie Mäßigung und Wohlwollen – auf ihre weibliche Natur zurückgeführt werden konnten. Eine Facette ihrer Selbstinszenierung bestand damit in der Projektion einer ausgesprochen männlichen Herrscherpersona.

Die zweite Facette ihrer Selbstdarstellung besteht in der Projektion einer ausgesprochen weiblichen Herrscherpersona. Elisabeth gelang es, weibliche Eigenschaften zu instrumentalisieren und in ihren Entwurf des Herrscherideals zu integrieren. Diese weibliche Herrscherpersona war recht vielschichtig, wobei einige ihrer Aspekte fast Elisabeths ganze Regierungszeit hindurch zum Tragen kamen, während andere nur kurzfristig eingesetzt wurden.

Ein sehr wichtiger langfristiger Bestandteil ihrer Selbstinszenierung war die Präsentation als jungfräuliche Königin. An ihrer Selbstdarstellung als Jungfrau hielt Elisabeth auch noch mit zunehmendem Alter fest, wobei sie sich nicht in erster Linie auf Worte, sondern vor allem auf die visuelle Präsentation ihrer Person verließ. Bei ihrer Kleidung – insbesondere auf Porträts, durch die ihr Aussehen einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde – achtete Elisabeth darauf, auch in hohem Alter ein tiefes

Dekollete zu zeigen. Es zog zwar die Verwunderung einiger Diplomaten auf sich, in den 1590er Jahren Elisabeths eher verschrumpelte, weitgehend entblößte Brüste zu sehen – aber das gehörte, wie die Perücke, die das nunmehr ergraute Haar unter rotblonder Pracht verdeckte, das Make-up, die prächtige Kleidung und die hellrot gefärbten Schweife ihrer Pferde, zu ihrer Selbstinszenierung. Auf Porträts wurde selbstverständlich darauf geachtet, dass Elisabeth auch in hohem Alter noch als jugendliche Jungfrau erschien. Obgleich bei Elisabeth, die seit 1563 nur als jugendliche Schönheit gemalt werden wollte, sicher auch Eitelkeit hinzukam, handelte es sich doch um viel mehr als bloßes Verlangen danach, hübsch zu erscheinen. Die Inszenierung der Herrscherin war Staatssache, und insofern verordnete der Kronrat im Jahre 1596, dass alle Bilder der Königin ein jugendlich-schönes Gesicht aufzuweisen hätten.

Um ihrer Selbstinszenierung angemessen Ausdruck zu verleihen, präsentierte sich Elisabeth auf bildlichen Darstellungen oft geradezu überladen mit Symbolen der Jungfräulichkeit: So ließ sie sich vielfach mit einer Fülle von Perlen abbilden. Häufig findet sich auch die Mondsichel auf ihren Porträts, denn der Mond war das Sinnbild von Cynthia, die als Symbol der Keuschheit galt. Bei dieser Instrumentalisierung der Weiblichkeit zu Zwecken der Herrschaft konnte es anscheinend auch akzeptiert werden, dass Elisabeth sich in großer Pracht präsentierte, ein Verhalten, das eine junge Frau normalerweise ganz unweigerlich in den Ruch der Unkeuschheit gebracht hätte. Sich in betonter Weiblichkeit zu präsentieren durch auffallendes Make-up, eine Fülle von Schmuckstücken, ungewöhnliche Kleidung war normalerweise den ‚anderen' Frauen vorbehalten, den Prostituierten, vielleicht den Mätressen, ganz sicher aber nicht den ‚guten', tugendhaften Frauen. Elisabeth setzte sich auch über diese Regel weiblichen Verhaltens hinweg: Sie inszenierte sich mit einem Prunk, der einem Herrscher angemessen war, und trug weiblichen Normen paradoxerweise lediglich durch die Fülle an Symbolen der Jungfräulichkeit Rechnung.

Sehr häufig inszenierte Elisabeth sich zudem als Mutter ihres Volkes, wofür sie die ‚weiblichen' Eigenschaften der liebenden Fürsorge und der Selbstaufopferung effektvoll einsetzen konnte. Immer wieder wies sie darauf hin, dass ihr liebevolles Verhältnis zu ihrem Volk einzigartig sei. Die berühmten Worte ihrer letzten großen ‚Goldenen Rede' vor dem Unterhaus im November 1601 stellen daher den krönenden Abschluss ihrer langjährigen Selbstpräsentation dar: „Ich versichere Euch, dass es keinen Monarchen gibt, der seine Untertanen mehr liebt oder dessen Liebe der unseren gleichkommt. […] obgleich Gott mich hoch erhoben hat, so zähle ich doch dies zur Ehre meiner Regentschaft: Dass ich mit Eurer Liebe

regiert habe [...]."[5] In Analogie zum Evangelium und dem Opfertod Christi als Vorbild verlieh sie ihrer Opferbereitschaft sogar göttlich-mystische Züge.

Der ‚Kult' um Elisabeth I. Die Verquickung von gegensätzlichen Motiven

Die Strategien der Inszenierung legten jedoch nur die Grundlage dafür, dass Elisabeth zum Mythos werden konnte. Eine erfolgreiche Mythisierung konnte sich schließlich nur dann vollziehen, wenn es der Königin gelang, zum Zentrum der Faszination einer großen Zahl von Individuen zu werden. Die Macht ihres Mythos zeigt sich auch darin, dass Elisabeths Untertanen die verschiedenen Aspekte der Überhöhung der Königin nicht nur akzeptierten und nacherzählten, sondern sie sogar noch überboten. Tatsächlich fand sich eine große Zahl von Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen dazu bereit waren, die Monarchin als außergewöhnliche Jungfrau, geradezu als Göttin zu verehren.

Die Motive, die insbesondere gebildete Engländer dazu veranlassten, die Idealisierung von Elisabeth nicht nur mitzuvollziehen, sondern sogar noch zu steigern, waren sehr vielschichtig. Heute geht man im Gegensatz zur früheren Forschung davon aus, dass keine klare Trennung zwischen überschwänglichem Lob und als Lob getarnter Kritik bestand – häufig lag eine Mischung von ganz unterschiedlichen Intentionen vor. Anlass war zunächst die Freude über die relativ problemlos erfolgte Thronbesteigung Elisabeths und die Hoffnung auf ein besseres, protestantisches England, zu dessen Symbol sie geworden war. Dringlich war darüber hinaus die Legitimation der Monarchin. Denn um die Zustimmung ihrer Untertanen zu sichern und Aufstände sowie Verschwörungen so weit als möglich im Zaum zu halten, war eine Überhöhung der Herrscherin zu Beginn eine politische Notwendigkeit. Diese Motivation reicht jedoch nicht aus, um die andauernde Verehrung der Königin weit über die 1570er Jahre hinaus zu erklären, die solche übersteigerten Formen annahm, dass von einem Kult um Elisabeth gesprochen worden ist, der sich von den 1570er bis zu den 1590er Jahren beständig weiter steigerte. Die wichtigsten Merkmale dieser Verehrung sollen kurz skizziert werden, bevor dargelegt wird, welche Bedürfnisse diese Art der Mythenbildung bei den Untertanen erfüllen konnte.

Die mythische Königin aus der Sicht ihrer Untertanen

Die Macht des Mythos zeigt sich schon in den vielen Porträts, in denen Elisabeth mittels einer Fülle von Symbolen als außergewöhnliche Herrscherin präsentiert wurde. Diese kostbaren Bilder wurden nämlich nicht von der – eher sparsamen – Elisabeth selbst in Auftrag gegeben, sondern von Höflingen und reichen Bewunderern der Königin. Das berühmte *Rainbow*-Porträt (s. S. 58), das vermutlich zwischen 1601 und 1603 für Sir Robert Cecil gemalt wurde, zeigt die nunmehr fast siebzigjährige Elisabeth nicht nur in jugendlicher Schönheit, sondern präsentiert sie durch die Fülle von Perlen und durch das mondsichelförmige Schmuckstück in ihrem Haar auch als Jungfrau. Obgleich die Forschungsmeinungen über dieses Porträt weit voneinander abweichen, herrscht doch Einigkeit darüber, dass es Elisabeth als Göttin überhöht – wobei nicht ganz klar ist, ob sie als Astraea, als ‚Göttin von Liebe und Schönheit', als eine Sonnengöttin oder als die Mondgöttin Cynthia gepriesen wird. In anderen Abbildungen finden sich viele Anspielungen auf die antike Göttin der Jagd, Diana, die trotz ihrer Geschicklichkeit mit Pfeil und Bogen schön und vor allem keusch ist. Rosen und Hermelinpelz dienten ebenfalls dazu, Elisabeths Jungfräulichkeit hervorzuheben. Gleichzeitig wurde die metaphorische Fruchtbarkeit der Königin betont, indem man sie als Juno oder Ceres präsentierte. Darüber hinaus wurde sie immer wieder als Göttin der Schönheit gezeichnet.

Die Höflinge experimentierten nicht nur mit immer neuen Formen der Überhöhung von Elisabeth, sondern sie gaben sich auch sehr viel Mühe, durch verdeckte Symbole auf sich selbst oder ihre eigenen politischen Standpunkte hinzuweisen. Beim Rainbow-Porträt ist auch dies sehr schwer zu entschlüsseln: Es ist vermutet worden, dass die Schlange, die auf den linken Ärmel ihres Kleides gestickt wurde und die Weisheit symbolisiert, sowie das rote Herz, das ‚guten Ratschlag' verkörpert, und die Symbole von Augen, Ohren und Mund, die auf dem goldenen Mantel zu sehen sind, auf Cecil verweisen, der als königlicher Sekretär und maßgebliches Mitglied des Staatsrats auch große Teile ihres Netzwerkes von Spionen kontrollierte. Die Schlange ist zwar auf Elisabeths Ärmel zu sehen und wird daher meist als Zeichen dafür gedeutet, dass die außergewöhnliche Königin über unweibliche Weisheit verfügte, die es ihr erlaubte, ihre Gefühle durch kluge Entscheidungen im Zaum zu halten. Vielleicht war dies von Cecil aber gar nicht intendiert.

Wie weit die Verehrung von Elisabeth ging, zeigt sich auch daran, dass bei der Anspielung auf mythische Vorbilder oft hervorgehoben wurde, Elisabeth überträfe die fragliche Göttin. So behauptete etwa John Lyly im Jahre 1580,

Elisabeth sei „geziert durch einzigartige Schönheit und Keuschheit, in der einen *Venus* übertreffend, in der anderen *Vesta*."[6] Dies kennzeichnet auch viele Adaptionen des Paris-Motivs, das sich sehr gut dazu eignete, Elisabeths umfassende Überlegenheit gegenüber den griechischen Göttinnen darzustellen. Die Pointe dieser Darstellungen lag meist darin, dass es in jeder Hinsicht gerechtfertigt sei, Elisabeth den begehrten Apfel zu überreichen. In Hans Ensworth' Gemälde *Elizabeth I and the Three Godesses* (1569) fungiert Elisabeth sogar selbst in der Rolle der Richterin und behält den Apfel, der hier in einen Reichsapfel transformiert wurde, praktischerweise gleich selbst in der Hand.

In den 1590er Jahren wurden der Königin immer unverhohlener sakrale Attribute zugeschrieben. So berichtete Sir William Brown stolz, dass er die „heiligen Hände" seiner Herrin habe küssen dürfen.[7] Die Nähe zu Christus wurde zusätzlich durch Elisabeths Präsentation als Sonne betont, wobei Zeitgenossen die messianischen Konnotationen dieser Symbolik durchaus bewusst einsetzten. In Gedichten und Porträts wurde Elisabeth etwa als eine übernatürliche Spenderin des Lichts dargestellt, welche die Strahlen der wahren Religion verbreite. Angesichts dessen lag es fast schon nahe, Elisabeth zusätzlich Unsterblichkeit zu attestieren. Neben der Sonne hob das Symbol des Phoenix nicht nur die Einzigartigkeit, sondern auch die Unsterblichkeit Elisabeths hervor:

> Britanniens Königin soll der seltne Phönix sein
> Auf den der Tod nie seinen Pfeil zu schießen wagt.
> Du wirst ewig auf der Erde bleiben.[8]

Die Idealisierung Elisabeths als eine mit göttlichen Attributen ausgestattete Jungfrau erleichterte die Identifikation der Monarchin mit England und mit der Anglikanischen Kirche. Dabei kam Elisabeth zupass, dass die Theorie der zwei Körper den sakralen Charakter des Königtums implizierte, der durch die herausgehobene Stellung des Königs als *Supreme Head* der Anglikanischen Kirche noch gesteigert wurde. Zudem wurden Nationen ebenso wie Tugenden in allegorischen Darstellungen üblicherweise durch weibliche Figuren verkörpert. Was lag da näher, als diese gottgleiche, tugendhafte, unsterbliche Herrscherin nicht nur mit England, sondern auch mit der englischen Kirche zu identifizieren? Gerade zu Zeiten der Bedrohung durch Spanien, die für England sehr gefährliche Ausmaße annahm, konnte Elisabeths Jungfräulichkeit als Symbol der unverletzbaren, jeglichen äußeren Angriffen trotzenden englischen Nation genutzt werden.

Die Verehrung Elisabeths wurde damit zu einem nationalen Anliegen: Außenpolitisch mochte England isoliert und von katholischen Mächten

bedroht sein; innenpolitisch mochten religiöse Probleme, Missernten, Hungersnöte, die desolate Lage der Armen und Aufstände den Frieden der Nation gefährden, aber durch den Verweis auf die von Gott auserkorene Königin konnten die Engländer sich selbst bestätigen, dass ihre Nation nichts zu befürchten habe. Die Idealisierung der Monarchin konnte daher einerseits dazu dienen, Probleme zu überdecken und die Loyalität der Untertanen einzufordern, andererseits konnte sie zum Loyalitätsbeweis werden, mit dem Engländer ihre patriotischen Gefühle zur Schau trugen.

Darüber hinaus war die Glorifizierung Elisabeths Bestandteil einer bedeutenden Interpretation der wechselvollen und blutigen Geschichte des im 16. Jahrhundert von Religionswirren gekennzeichneten England. Allein schon die Zahl der Menschen, die für ihren Glauben gestorben sind, verdeutlicht, dass der mehrfache Wechsel der nationalen Religion den Engländern nicht leicht fiel. Heinrich VIII. hatte sich zwar zum Oberhaupt der Anglikanischen Kirche gemacht, zunächst aber die Inhalte der katholischen Religion weitgehend beibehalten. Schon als sich diese Ausrichtung mit wechselnden Beratern änderte, kam es zu ersten Folterungen und Hinrichtungen. Weitere Opfer forderte die Religionspolitik Eduards VI., unter dem England protestantisch wurde, um nur wenige Jahre später von Maria mit großem Engagement rekatholisiert zu werden. Obgleich man davon ausgeht, dass Maria auch in dieser Hinsicht keinen großen Erfolg hatte, ging die erneute Einführung des Protestantismus durch Elisabeth doch nicht ohne Probleme vonstatten.

Diese Wirren wurden von John Foxe in einem Werk, dessen Bedeutung kaum zu überschätzen ist, verständlich und in einer für das englische Selbstbild sehr schmeichelhaften Weise erklärt. In seinem jahrhundertelang immer wieder neu aufgelegten Werk *Acts and Monuments* (1563) – populärer unter dem Titel *Book of Martyrs* – präsentierte Foxe die Geschichte der englischen Kirche seit ihren Anfängen als eine teleologische Entwicklung, die England als Gottes *elect nation* ausweise. Ähnlich wie früher Israel sei England von Gott auserkoren, den wahren Glauben weiterzuführen. Durch die vielen, mit Holzschnitten illustrierten Geschichten der protestantischen Märtyrer unter Maria veranschaulichte Foxe, dass England von Gott geprüft, nun aber mit Elisabeth seiner wahren Bestimmung zugeführt worden sei. Entsprechend schrieb ihr Foxe eine herausragende Rolle als Erlöserin der Nation zu. In seiner populären Darstellung ist Elisabeth eine Märtyrerin, die nur aufgrund der göttlichen Vorsehung vor dem Tod als Ketzerin bewahrt worden sei, um England zum wahren Glauben zurückzuführen.

Gleichzeitig verdeutlicht Foxes Präsentation der Königin, dass deren Idealisierung auch spezifische Funktionen übernehmen konnte, die der Über-

höhung auf den ersten Blick widersprechen. Man kann daher nationale und individuelle Facetten der Mythisierung voneinander unterscheiden. Auf der einen Seite stärkte die nach außen hin sichtbare Idealisierung der Monarchin das Selbstwertgefühl der Nation, sie nährte das Bewusstsein religiöser Auserwähltheit und verlieh der komplexen Geschichte Sinn. Auf der anderen Seite verfolgten diejenigen, die sich an der Idealisierung der Königin beteiligten, oft recht egoistische und partikulare Ziele. Welches Gemisch aus Intentionen bei der Mythisierung eine Rolle spielte, soll im Folgenden anhand einiger Beispiele verdeutlicht werden.

Verdeckte Motive: Kritik, Eigenlob und Versuche der Beeinflussung

Wie abhängig die spezifische Form der Idealisierung von tagespolitischen Aspekten wie der Religionspolitik sein konnte, zeigt schon der Wandel von Foxes Präsentation der Königin. In den *Acts and Monuments* zeichnet er in einem ausführlichen und sehr oft nachgedruckten Teil die Verfolgung Elisabeths unter ihrer Halbschwester Maria. Dabei hebt er hervor, wie nahe Elisabeth dem Tode gewesen sei, wie sie von einem Gefängnis ins nächste weitergereicht worden war, und wie der – vermeintlich mit dem Teufel im Bunde stehende – katholische Bischof Gardiner versucht habe, ihre Hinrichtung zu bewirken. Foxe musste die Chronologie zwar etwas durcheinander bringen, um zu behaupten, dass allein der von Gott herbeigeführte Tod des Bischofs Elisabeth gerettet habe; vorteilhaft an dieser Version ist jedoch, dass Elisabeth auf diese Weise an die Spitze der protestantischen Märtyrer tritt, die von Gardiner verfolgt und hingerichtet wurden. Außerdem wurde der Eindruck erweckt, sie sei fast dem Teufel zum Opfer gefallen, aber in letzter Sekunde von Gott gerettet worden, um der wahren Kirche seiner auserwählten Nation zum Sieg zu verhelfen. Diese Geschichte erwies sich als sehr wirkungsvoll und wurde auch von Elisabeth selbst gern aufgegriffen, um ihre Position als von Gott auserwählte Königin zu bestärken.

Die Präsentation der Monarchin als Märtyrerin und Vergleiche Elisabeths mit Deborah, Judith, Hester und alttestamentarischen Königen dienten der Identifikation von Elisabeth mit der *elect nation*. Einem solchermaßen von Gott begünstigten Volk konnte nichts geschehen; die Überhöhung von Elisabeth als von Gott eingesetzter Königin diente daher in Zeiten von äußerer Bedrohung auch der Selbstvergewisserung. Dies war umso plausibler, als Elisabeth trotz der zahlreichen Aufstände und Verschwörungen nie selbst

tätlich angegriffen und verletzt wurde; selbst zwei Erkrankungen an den Pocken überstand sie unbeschadet.

Gleichzeitig zeigte sich Foxe durchaus kritisch gegenüber seiner Königin. In der ersten Auflage seines Werks von 1563 verglich er Elisabeth in der Widmung noch mit Kaiser Konstantin und zeichnete ein durchweg positives Bild von ihr. Schon der Verweis auf Konstantins großzügige finanzielle Unterstützung der Kirche bildete eine Art Verpflichtung für die solchermaßen gepriesene Königin. Als die Monarchin sich jedoch nicht in diese Rolle fügte und einen gemäßigten religionspolitischen Kurs verfolgte, der möglichst vielen Untertanen die Zustimmung ermöglichen sollte, mischten sich in die späteren Auflagen von Foxes Werk deutliche Zeichen von Kritik. Die Widmung wurde geändert und der ermahnende Charakter der Erzählung deutlicher. Durch viele kleinere Einfügungen und Änderungen wurde nun suggeriert, Elisabeths Regierungszeit werde nicht lange dauern, falls sie sich nicht so verhalte, wie Gott es vorherbestimmt habe. Diese Kritik an der Monarchin blieb nicht ohne Einfluss. Der Geistliche Edward Dering verwendete sie für eine sehr populäre Predigt, die nicht weniger als 16 Auflagen erlebte und zum Skandalerfolg wurde. Diese Schrift, die sich wörtlich an Foxe orientierte, gleichzeitig aber klare Worte für Elisabeths Pflichten fand, kostete den Verfasser seine Karriere und trug ihm den fortdauernden Hass der Königin ein.

Wie sehr die Königin Foxes Verquickung von Lob und Kritik zu ihren Zwecken nutzte, zeigt sich in ihrer lebenslangen Unterstützung dieses monumentalen Werkes. Sie ordnete an, das *Book of Martyrs* in jeder Kirche auszulegen, und ihr Staatsrat sorgte ebenfalls für die Verbreitung des Werks. Die Königin akzeptierte offensichtlich, dass ihre Überhöhung keine eindimensionale Angelegenheit war, und zog es angesichts dessen vor, sich Foxes Autorität zunutze zu machen, um ihre Rolle als Märtyrerin und von Gott auserkorene Königin zu stärken. Die in diesem Werk implizierte Kritik ignorierte sie einfach.

Eine positivere Variante des Mischungsverhältnisses zwischen Lob und Verhaltensmaßregeln bzw. zwischen Lob und Eigenlob zeigt sich in dem berühmten Sieb-Porträt, das von Sir Christopher Hatton bei dem Maler Massys in Auftrag gegeben wurde. Zwischen 1579 und 1583 wurden insgesamt acht solcher Porträts gemalt, deren Symbolik zunächst einfach erscheint. In Emblembüchern galt das Sieb als Symbol für Urteilskraft, die das Gute vom Schlechten zu unterscheiden weiß. Hinzu kam der Verweis auf Petrarch, der in seinem *Triumph of Chastity* auf Tuccia verweist, die der Sage nach ihre Jungfräulichkeit dadurch bewies, dass sie Wasser in einem Sieb trug, ohne einen einzigen Tropfen zu vergießen. Dies mag als aufrichtiges

Lob auf Elisabeth als reine Jungfrau, deren Urteilskraft sie zum Regieren befähigt, gedeutet werden. Gleichzeitig hatten die Porträts aber wohl eine konkretere Stoßrichtung: Zwischen 1578 und 1581 liebäugelte Elisabeth nämlich sehr ernsthaft mit dem Gedanken, den Herzog von Anjou zu heiraten. Vor diesem Hintergrund erscheinen die Gemälde als Ratschlag, keine eheliche Verbindung mit Frankreich einzugehen, sondern ihre Urteilskraft als reine englische Jungfrau zu behalten. Sir Hatton, der ein führender Gegner der Ehe mit dem Franzosen war, gab das Porträt 1583 in Auftrag, als die Königin sich endlich in seinem Sinne entschieden hatte. Sein Wappen, die weiße Hirschkuh, ist auf den Ärmeln der Höflinge im Hintergrund zu sehen und verdeutlicht den Erfolg seiner Politik, die die Königin von der Heirat abbrachte.

Oftmals handelte es sich bei den Überhöhungen der Monarchin um didaktisch gemeintes Lob; da offene Kritik an der Königin gefährliche Folgen nach sich ziehen konnte, pries man die Königin in der Hoffnung, sie werde sich diesem positiven Bild gemäß verhalten. So sollten Maskenspiele, die an den *Inns of Court* oder am Hof aufgeführt wurden, dazu beitragen, Gunstbeweise von Elisabeth zu erlangen. Die *Masque of Proteus*, die 1595 vor der Königin aufgeführt wurde, enthält zwar einerseits viel Lob auf Elisabeth, fordert sie aber andererseits auch dazu auf, die von Essex geforderte aggressivere Kriegstaktik gegenüber Spanien zu verfolgen. Obgleich Essex 1596 die Leitung einer See-Expedition gegen Cadiz übertragen wurde, erwiesen sich solche Funktionalisierungsversuche keineswegs immer als erfolgreich. Vielmehr zeigte sich Elisabeth manchmal durchaus empört über solche Versuche, auf ihre Politik Einfluss zu nehmen. Noch 1595 verließ sie verärgert die Vorführung eines Maskenspiels von Francis Bacon, in dem dieser vergeblich versuchte, die Spannungen zwischen ihr und seinem Patron Essex zu beheben.

Besonders Höflinge mischten Kritik in ihre Lobpreisungen von Elisabeth und versuchten, deren Idealisierung für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Während der 1570er Jahre wurden die Anredeformen für Elisabeth bei Hofe zunehmend von mittelalterlichen höfischen Liebesritualen bestimmt, wobei der Einfluss der petrarkischen Liebeslyrik ebenfalls eine Rolle spielte. Die in religiösen Begriffen zur Schau getragene Liebe zu Elisabeth fungierte dabei gleichzeitig als Zeichen politischer Loyalität. Damit wurde der dauernde Konkurrenzkampf am Hof, bei dem es im Grunde um Geld, Ämter und Macht ging, als ein erotisches Spiel dargeboten. Um am Hofe zu Macht zu kommen, musste man zuerst Elisabeth davon überzeugen, dass man sie für die schönste, keuscheste, tugendhafteste, klügste – der Katalog war nach oben hin offen – Frau in ganz Europa hielt, deren Charme man

völlig verfallen war. Ihre Verehrung zeigten diese Höflinge nicht nur im Gespräch, sondern auch in Briefen, Porträts, Liedern und Gedichten, in denen Elisabeth neben allen weiblichen und königlichen Tugenden auch Unsterblichkeit und sakrale Attribute zugeschrieben wurden.

Für die Höflinge konnte sich die ostentative Verehrung Elisabeths als eine sehr einträgliche Sache erweisen. Viele vermeintlich in unerfüllter Liebe dahinschmachtende Adlige gelangten auf diesem Weg zu Ämtern, Geld und Ehren. Die Reihe derer, die ihre politischen und persönlichen Ziele über die Fiktion romantischer Liebe zu ihrer Königin verfolgten, reicht von Leicester über Sir Walter Raleigh bis zu Essex. So war es ein fester Bestandteil der Konventionen, dass zurückgewiesene Höflinge versuchten, die Gunst der Königin zurückzuerlangen, indem sie sich als verschmähte Liebende stilisierten. Das folgende Gedicht, das die vermeintlichen Gefühle von Essex beschrieb, stammt vermutlich von ihm selbst:

> Ich liebte sie, die alle Welt bewunderte,
> Ich wurde zurückgewiesen von ihr, die keinen lieben kann;
> Und meine eitle Hoffnung, die sich viel zu viel versprach,
> Ist tot und begraben und für immer fort.[9]

Schon die Tatsache, dass das Gedicht auch von seinem Sekretär stammen könnte und Höflinge solche Liebesgedichte teilweise in Auftrag gaben, zeigt den hohen Grad an Konventionalisierung und Stilisierung dieses Diskurses. Auch Sir Walter Raleigh trug sein gebrochenes Herz theatralisch zur Schau, als er von seiner königlichen ‚Mistress' geschnitten wurde. Er litt angeblich sehr darunter, Elisabeth nicht mehr sehen zu können: „Ich, der ich es gewöhnt war, sie reiten zu sehen wie *Alexander*, jagen wie *Diana*, schreiten wie *Venus*, während ihr der sanfte Wind ihr helles Haar um die reinen Wangen weht [...]."[10] – zu dieser Zeit war die Königin 60 Jahre alt.

Sir Walter Raleighs Lieblingspersona für Elisabeth war die Mondgöttin Cynthia. Dies zeigt sich nicht nur in seiner Lyrik, sondern auch in einem Porträt, das er 1588 von sich zeichnen ließ und in dem er die bis dahin etablierte Symbolik zu seinen Gunsten nutzte: Seine Kleidung war ganz in den Farben der Königin, schwarz und weiß, gehalten und mit Perlen, dem auch von Elisabeth gern verwendeten Symbol der Jungfräulichkeit, übersät. Oben im Bild findet sich ein Halbmond, das von Raleigh verbreitete Symbol für die Königin. Die Verwendung der Mondsichel war aus verschiedenen Gründen angemessen: ‚Water' war Elisabeths Spitzname für Sir Walter Raleigh, der durch die Übernahme des Mondsymbols kundtun konnte, dass er als Wasser gänzlich von der Mondgöttin Elisabeth regiert werde. Außerdem eignete sich die Darstellung als Cynthia sehr gut für eine Förderung

von Raleighs ehrgeizigen Plänen: Wenn Elisabeth sich mit dieser Persona identifizierte, konnte Raleigh auf ihre Unterstützung für die Gründung von englischen Kolonien in Amerika hoffen.

Die Vermischung von Lob und Kritik zeigt sich auch an der ambivalenten Verwendung des Mondsymbols, das anfangs ausschließlich die hohe Wertschätzung ausdrückte, die die jungfräuliche Königin genoss. Es konnte enttäuschten Höflingen jedoch zudem dazu dienen, ihrem Unmut auf ungefährliche Weise Luft zu machen. Dies war möglich, weil der Mond als Zeichen weiblicher Minderwertigkeit galt: Schließlich wurde er im Gegensatz zur Sonne als weiblich angesehen und verfügte selbst über keine Lichtquelle. Außerdem galt der Wechsel zwischen Voll- und Halbmond als Zeichen weiblicher Unbeständigkeit, was gut zu Elisabeths Wankelmut und Launenhaftigkeit zu Ende ihrer Regierungszeit passte. Als Raleigh sich 1592 im Tower wiederfand, weil herausgekommen war, dass er heimlich eine von Elisabeths Hofdamen, Elizabeth Throckmorton, geheiratet hatte, verwendete er in seiner Lyrik das Mondsymbol in negativer Weise und betonte vor allem die erratischen Bewegungen des Wassers, die er für Zeichen weiblicher Unzuverlässigkeit hielt. Höflinge, die ihre Position nicht gefährden aber ihre Kritik zumindest implizit äußern wollten, konnten daher Elisabeth als Mondgöttin hochpreisen, gleichzeitig aber auf die negativen Charakteristika anspielen, die mit dem Mond verbunden wurden.

Die Funktionalisierung von Elisabeths Überhöhung zeigte sich auch auf den jährlichen sommerlichen Rundreisen, die Stadtverwaltungen, Universitäten und Adligen eine Möglichkeit boten, die Monarchin zu bewirten, ihr mit Reden und Schauspielen zu schmeicheln und Vorteile für sich zu gewinnen. Vor allem in Reden und Theateraufführungen wurde das Lob auf die beste aller Königinnen oft verbunden mit Anspielungen auf Wünsche ihrer Untertanen. Ein gut dokumentiertes Beispiel für die Vermischung von Komplimenten und ehrgeizigen Plänen bieten die Festivitäten des Grafen Hertfort anlässlich von Elisabeths Besuch auf seinem kleinen Landsitz Elvetham im September 1591. Hertfort engagierte zunächst 300 Handwerker, die eine regelrechte Palastanlage – samt Aufenthaltsräumen, Bäckerei, Küche und Vorratsräumen – aus Zeltstoff bauten und außerdem einen mondsichelförmigen See anlegten, auf dem ein Schauspiel Elisabeth als Cynthia, die Herrin der Meere, preisen konnte. Von Beginn des Besuchs an setzte Hertfort, der damit ein letztes Mal versuchte, Elisabeth zu bewegen, die Legitimität der Kinder von Catherine Grey anzuerkennen, auf Schmeichelei, gepaart mit dem Versuch, seinen eigenen Status zu behaupten und zu verbessern. Bei ihrer Ankunft wurde Elisabeth versichert, dass sich die gesamte Natur über ihre Anwesenheit freue, nur die Nacht nicht, da sie „der

Sonne Elisa ihre Strahlen neidet".[11] Meist wurden bei solchen Besuchen übertriebene Streitfragen in Szene gesetzt, die dann ebenso von der Königin gelöst wurden wie handgreiflichere Konflikte; ‚wilde Männer' wurden von ihr zivilisiert, Jungfrauen vor der sicheren Schande bewahrt und Blinde erhielten durch ihre Anwesenheit das Augenlicht zurück.

Wenn man sich abschließend die Frage stellt, wie es bereits vor 1620 zu einer Mythisierung Elisabeths kam, so ist allein schon die Tatsache, dass sie sich als Frau fähig erwiesen hatte, in einer schwierigen Situation über England zu herrschen und sogar den Angriff der übermächtigen spanischen Armada zurückzuschlagen, sicher nicht zu unterschätzen. Nach Elisabeths Tod im Jahre 1603 ist zusätzlich zu berücksichtigen, dass die Überhöhung ihrer Person ein beliebtes Mittel war, um die Stuarts zu kritisieren, die weit weniger Charisma hatten als die große Tudor-Königin. Schon vorher aber wurde anerkannt, dass eine so lange, relativ friedliche Regierungszeit einer Monarchin ohne Präzedenz und, wie Knox nicht müde zu betonen wurde, ‚wider alle Natur' war. Das allein musste die Imagination von Zeitgenossen fesseln. Von großer Bedeutung war zweifellos zudem Elisabeths Stilisierung als ‚Erlöserin der Nation', als diejenige, die von Gott ausgewählt worden war, um die Religionswirren zu beenden und seine *elect nation* zum wahren Glauben zurückzuführen. Dass aus der verstoßenen, inhaftierten Prinzessin eine schöne, mächtige Königin werden konnte und das Gute einmal mehr über das Böse siegte, bot zudem Stoff für eine Mythisierung, die über das Jahr 1620 hinweg andauern sollte. Dass Elisabeth im Zuge der Mythisierung von Maria Stuart seit den 1630er Jahren auch der Part der ‚bösen Widersacherin' zugewiesen wurde, tat der Faszination, die von ihr ausging, keinen Abbruch.

Die Macht der Mythen zeigt sich auch darin, dass beide Seiten – Elisabeth ebenso wie ihre Untertanen – unterschiedliche Aspekte der Mythenbildung zu ihren eigenen Zwecken nutzten und dadurch dazu beitrugen, den Mythos zu bestärken und zu perpetuieren. Von der Monarchin aus betrachtet stellt sich die Lage recht eindeutig dar: Elisabeth versuchte, positive Bilder von sich zu vermitteln, die ihre Autorität stärken und ihre aus zeitgenössischer Sicht unnatürliche Rolle als Herrscherin legitimieren konnten. Die Selbstüberhöhung war für sie vor allem ein Instrument der Politik, ein symbolisches Mittel, durch das sie vom gesamten Volk Gehorsam verlangen konnte.

Die Untertanen hingegen hatten für ihre Verehrung der Königin, die sie geschickt mit Eigenlob und Kritik zu verbinden wussten, unterschiedlichste Motive. Teilweise diente die Schaffung eines positiven *image* schlicht dazu, Elisabeth gegenüber äußeren und inneren Angriffen zu verteidigen. Profes-

sionellen Schriftstellern, die im Auftrag von Stadtverwaltungen oder Höflingen Schriften verfassten, die an Lobhudeleien grenzten, bot die Verehrung Elisabeths die Möglichkeit, ihre eigenen Fähigkeiten zur Schau zu tragen und vielleicht einen Patron zu gewinnen. Zum Teil stellten die idealisierenden Bilder Elisabeths der Königin ein Vorbild vor Augen, dem diese nacheifern sollte. Außerdem wurden Maskenspiele, Reden und Bilder dazu genutzt, der Königin die eigenen Wünsche nahe zu bringen, auf ungefährliche Weise Kritik zu üben und politische Ziele zu verwirklichen. In persönlicher Absicht verwendeten besonders Höflinge die Verehrung Elisabeths, um ihre eigene Position zu stärken, zu Ämtern und Ehren zu gelangen und die schwierige Beziehung zwischen Untertan und Monarchin in ihrem eigenen Sinne zu definieren.

Eine vielen Engländern gemeinsame, bedeutende Funktionalisierung des Mythos war die darin implizierte Wertschätzung der eigenen Nation und der ‚wahren' Kirche, die die Königin symbolisierte. Durch die heute überzogen und phantastisch anmutende Verehrung der Königin konnte man ein Zeichen der eigenen politischen und religiösen Loyalität setzen, sich als ein guter Engländer erweisen. Diese übersteigerten Formen der Bewunderung blendeten gesellschaftliche Missstände ebenso aus wie soziale und politische Spannungen: Im Lob auf Elisabeth war die Nation geeint. Die Überhöhung diente der Monarchin dazu, nationalistische und religiöse Gefühle zu kanalisieren und in die Verehrung einer Königin umzuwandeln, die gleichzeitig Symbol für Nation und Kirche war. Elisabeth I. mochte altern und unbeliebte politische Maßnahmen verfolgen; in der kollektiven Imagination blieb sie die strahlend schöne Königin, die die *elect nation* verkörperte und deren Unverwundbarkeit zugleich die Stärke der eigenen Nation symbolisierte.

Anmerkungen

1 „unconstant, variable, cruell" (Knox 1966, 374); „repugnant to Nature" (Knox 1966, 373); „subversion of good Order" (Knox 1966, 373).
2 „[C]onsidering I am Gods Creature, ordeyned to obey his appointment I will thereto Yelde, desiringe from the bottom of my harte that I may have assistance of his Grace to bee the minister of his Heavenly Will in this office now commytted to me [...] I am but one Bodye naturallye Considered though by his [God's] permission a Bodye Politique to Governe" (zitiert nach Heisch 1975, 33).
3 Machoczek 1996, 36.
4 „As for my owne parte I care not for deathe, for all men are mortall; and thowghe I be a woman yet I have as good a corage awnswerable to mye place as evere my fathere hade" (Hartley 1995, 148).
5 „I do assure yo^{w} there is no prince that loues his Subiectes better or whose loue can countervaile our Loue. [...] [T]hough god hath raised mee high, yet this [I] counte the glorie of my Crowne. That I haue raigned with yo^{r} loues" (zitiert nach Heisch 1975, 40).

6 „adourned with singuler beautie and chastitie, excelling in the one *Venus*, in the other *Vesta*" (J. Lyly, *Euphues and His England*, zitiert nach Hackett 1995, 114).
7 „sacred hands" (in einem Brief, vermutlich 1601), zitiert nach Neale 1925, 217.
8 „The *Britttain* [sic] Queene shalbe that Phoenix rare/ Whom death to touch with dart shall neuer dare:/ Thou shalt on earth eternally remaine" (Thomas Blenerhasset, *A Revelation of the True Minerva* (1582), zitiert nach Hackett 1995, 122).
9 „I loved her whom all the world admired./ I was refused of her that can love none;/ And my vain hope, which far too high aspired,/ Is dead and buried and forever gone" (zur Autorschaft dieses Sonetts vgl. Strong 1977, 82, der es vollständig abdruckt).
10 „I that was wont to behold her riding like *Alexander*, hunting like *Diana*, walking like *Venus*, the gentle wind blowing her fair hair about her pure cheeks ..." (Walter Ralegh an Robert Cecil; zitiert nach Greenblatt 1973, 24).
11 Suerbaum 1989, 278.

Quellen

Hartley, Thomas E. (Hg.) 1995: Proceedings in the Parliaments of Elizabeth I. 20 Bände. Bd. 1., London.
Knox, John 1966 [1855]: The Works of John Knox, Bd. 4., Edinburgh/New York (hg. v. David Laing).
Neale, J. E. 1925: The Sayings of Queen Elizabeth, in: History N.S. 10, S. 212–233.
Rice, George P. (Hg.) 1966: The Public Speaking of Queen Elizabeth. Selections from her Official Addresses, New York.

Literaturhinweise

Doran, Susan 2003: Virginity, Divinity and Power. The Portraits of Elizabeth I, in: The Myth of Elizabeth, hg. v. Susan Doran u. Thomas Freeman, Basingstoke, S. 171–99.
Freeman, Thomas S. 2003: Providence and Prescription. The Account of Elizabeth in Foxe's Book of Martyrs, in: The Myth of *Elizabeth*, hg. v. Susan Doran u. Thomas S. Freeman, Basingstoke, S. 27–55.
Frye, Susan 1993: Elizabeth I. The Competition for Representation, N.Y. & Oxford.
Greenblatt, Steven J. 1973: Sir Walter Ralegh. The Renaissance Man and His Roles, New Haven.
Hackett, Helen 1995: Virgin Mother, Maiden Queen. Elizabeth I and the Cult of the Virgin Mary, Basingstoke.
Heisch, Allison 1975: Queen Elizabeth I. Parliamentary Rhetoric and the Exercise of Power, in: Signs 1, S. 31–55.
Machoczek, Ursula 1996: Die regierende Königin – Elizabeth I. von England. Aspekte weiblicher Herrschaft im 16. Jahrhundert, Pfaffenweiler.
Nette, Herbert 1982: Elisabeth I. in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek.
Nünning, Vera 1999: Herrscherbilder und die Herrschaft der Bilder. Der Kult um Elisabeth I, in: Basileus und der Tyrann. Herrscherbilder und Bilder von Herrschaft in der Englischen Renaissance, hg. v. Uwe Baumann, Frankfurt, S. 133–66.
Strong, Roy 1977: The Cult of Elizabeth. Elizabethan Portraiture and Pageantry, London.
Strong, Roy 2003: Gloriana. The Portraits of Queen Elizabeth I, London.
Suerbaum, Ulrich 1989: Das Elisabethanische Zeitalter, Stuttgart.